mich verlassen. Sie möchte Krankenschwester werden. Ich will und darf ihr nicht daran hinderlich sein."

Der wohlbeleibte Herr Rosenow, etwas angetrunken schon und äußerst redselig, schob sich mit einem Glas Bowle in der Hand an die Hausfrau heran. „Zum Wohl, meine allergnädigste Frau. Sagen Sie mal, was war das für ein holdes Wunder, das eben durchs Zimmer schwebte? Direkt zum Anbeißen! Einfach Puppe!"

Frau von Gerlach wiederholte ihre Erklärungen.

„Krankenschwester. So, so — Weihnachtsvereinigung. Auf die Bühne muß die Kleine. Kabarett! Die geborene Brettldiva!" Er kniff spitzbübisch die Augen zu, sein feistes Gesicht glühte.

„Mit diesem Vorschlag werden Sie wohl wenig Glück haben," bemerkte Frau von Gerlach kühl.

Die Gäste verabschiedeten sich, einer nach dem andern. Hanna geleitete die Damen ins Schlafzimmer ihrer Herrin, wo die Garderobe abgelegt war und half ihnen in die Pelze, in die kostbaren Abendmäntel aus Atlas und Plüsch hinein, bürstete Stäubchen ab, reichte Haarnadeln und Handspiegel, alles in ihrer ruhigen, bescheidenen und bereitwilligen Weise. Die Damen musterten sie verstohlen und mußten sich heimlich eingestehen, daß dieses Mädchen da im schlichten schwarzen Kleid mit der weißen Mullschürze und dem gestickten Häubchen von einer überragenden Schönheit war, neben der die eigene Erscheinung verblaßte — trotz schillernden Reichtums, trotz seidener, gold- und pelzverbrämter Abendkleider und sprühenden Schmuckes.

Alles an Hanna Höfner war von einem wundervollen Ebenmaß, einer bezaubernden Ausgeglichenheit. Sie besaß feinste Gelenke und Hände und Füße von ganz erlesener Schönheit. Von sanfter, klassischer Rundung war ihre hohe Gestalt, langbewimperte, braune Samtaugen standen beherrschend in ihrem Gesicht, ihr schweres, in Zöpfen um den Kopf gewundenes Haar sprühte Feuerfunken in rötlich lichtem Blond. Aber das schönste war doch der Mund, dieser kleine, üppige Purpurmund mit der weichen, leicht nach unten gebogenen Linie. Im weißen Atlas lich, eine dunkle Rose vor der Brust, hätte Hanna Höfner eine Prinzessin im Hochzeitsstaat beschämen können. Und doch stammte sie aus einem kleinen Flickschusterladen in der Ermsdorfer Chaussee. So blind und wunderlich bildet das Schicksal seine Geschöpfe.

Sie öffnete den Fahrstuhl, fuhr die Gäste hinab ins Erdgeschoß und öffnete ihnen die Haustür. In der Hand trug sie eine Kerze, das Treppenlicht versagte wieder einmal.

Als letzter verabschiedete sich der Kommerzienrat Rosenow.

Umständlich zog er eine Brieftasche hervor und wollte Hanna einen Schein zustecken.

„Danke," sagte sie freundlich aber bestimmt, „ich nehme keine Trinkgelder."

Er schmunzelte verblüfft. „So stolz, mein Fräulein? Nun sagen Sie mal, Kindchen, wann haben Sie denn ein bißchen Zeit für mich? Eine Woche noch bleibe ich hier, dann fahre ich nach München zurück. Wann haben Sie Ausgang? Wollen wir uns treffen im Wartesaal 2. Klasse, Hauptbahnhof — morgen abend? Oder wann? Keine Zeit? Nicht so spröde, Kleine, es soll Ihr Glück sein."

Der Kommerzienrat Fritz Rosenow war Mitte der Fünfziger, dickbäuchig, kurzatmig, im Besitz einer rosafarbenen Glatze. Es war ihm selbst bekannt, daß er nicht als Adonis gelten konnte, aber da die Münzen lose und reichlich in seinen Taschen klimperten, wußte er sich doch weitgehender Erfolge beim weiblichen Geschlecht zu rühmen.

Hier, diesen kleinen rotblonden Venus gegenüber schien diese Macht zu versagen. Er holte sich eine Abfuhr. Das erboste den Halbberauschten.

„Nicht so stolz, Kleine — Kind, hast du eine Haarfarbe! Und diese dicken Zöpfe. Komm', zeig her, das strahlende Blond."

Er hob die Hand wie zu einer Liebkosung.

Da sauste ein Schlag gegen seine Stirn. Die Kerze, die Hanna in Händen hielt, klirrte zu Boden und erlosch. Sie standen beide im Finstern.

Schweigend schloß Hanna die Haustür auf. Der Ernüchterte empfahl sich grußlos, leise fauchend vor Wut.

Langsam, in der Dunkelheit tastete sich Hanna wieder die Treppenstufen hinauf. Sie half noch schnell Gläser und Teller beiseite räumen und stellte die welken und zertretenen Blumen in frisches Wasser. Dann betrat sie das Schlafzimmer ihrer Herrin. Frau von Gerlach saß im weißen Frisiermantel vor dem kerzenbestrahlten Ankleidespiegel und erbat Hannas Hilfe beim Bürsten und Flechten der Haare.

„Gnädige Frau," sagte das Mädchen nach einer ganzen Weile, „darf ich denn zum Ersten meine Stellung verlassen?"

Die junge Witwe, eine stattliche Dreißigerin, seufzte leicht auf. „Sie wissen, ich halte Sie nicht, mein Kind. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Aber weshalb sehen Sie denn plötzlich so blaß aus?"

„Es ist nichts — nur etwas Kopfschmerz."

„Legen Sie sich gleich zur Ruhe. Sie haben heute tüchtig arbeiten müssen. Ja, wie gesagt, es fällt mir schwer, Sie wegzugeben. Ist Ihr Entschluß unwiderruflich? Es ist nicht leicht für ein junges Ding, jahraus, jahrein Krankenstubenluft zu atmen."

„Oh, die bin ich gewöhnt," erwiderte Hanna rasch. „Meine arme Mutter bringt ihr halbes Leben im Bett zu, seit Jahren schon plagt sie der Rheumatismus. Ich als Aelteste muß für die vielen Geschwister sorgen. Ich bin Kummer gewohnt."

Sie sagte das mit einem leicht schmerzlichen Lächeln. Dann wurde sie wärmer: „Gerade weil ich von Kind auf das Elend körperlicher Leiden kenne, habe ich ein so starkes Mitfühlen für Kranke und möchte ihnen gern Erleichterung schaffen. Ach, das ist ein so dankbarer Beruf."

Die junge Witwe schüttelte verständnislos den Kopf. Dann versuchte sie die praktischen Fragen zu berühren. „Aber die Ausbildung kostet doch Geld, liebes Kind. Kann denn Ihr Vater das bestreiten von seinem geringen Verdienst?"

„Nein, gnädige Frau, die Ausbildung kostet nichts. Ich gehe ins Gertrudenhospital und erhalte während der Ausbildungszeit sogar gleich ein kleines Taschengeld. Zehn Mark im Monat."

„Aber Ihre Kleidung und Wäsche?"

„Die bekomme ich geliefert. Alles habe ich frei."

„Und was wollen Sie denn mit zehn Mark anfangen?"

„Ich habe wenigstens etwas. Höchstens mal ein bißchen Straßenbahngeld, um zu meinen Eltern zu fahren. Und meine Stiefel besohlt mir mein Vater."

„So gehen Sie mit Gott!"

„Und auf der Sparkasse habe ich auch für den Notfall 200 Mark." Jetzt zeigten sich wieder ihre Jahre, ein kindlicher Stolz zuckte aus den Worten hervor.

„Ich lege die gleiche Summe hinzu," sagte Frau von Gerlach gerührt.

„Gnädige Frau —"

„Schon gut. Sie sind ein tapferes Mädchen. Sie werden schon Ihren Weg machen. Nun geben Sie mir die rosa Pantoffel und knipsen Sie die Lampe an. Und dann gehen Sie schleunigst schlafen."

2. Kapitel.

Die Oberschwester Erna, eine Frau mit strengen Zügen, empfing Hanna mit kühl und kritisch musternden Blicken. Mit merklicher Zurückhaltung stellte sie ihre Fragen, und die zwischen den Augen eine kerbe Falte vertiefte sich. Einfache Herkunft, sehr einfache — Volksschulbildung. — Dabei ein auffallend hübsches Mädchen. Eine Zofe, die sich zu etwas Höherem geboren fühlte. Da wurde man entweder Schauspielerin oder Schwester. Sicher nur eine vorübergehende Laune. Etwas leistete doch nichts Vernünftiges, blieb unstätig und unvollkommen und schuf mit seinen schönen Augen höchstens Unruhe unter den Herren Aerzten.

Aber das geradezu glänzende Zeugnis der Frau von Gerlach versöhnte etwas. „Fräulein Höfner verläßt ihre Stellung auf eigenen Wunsch", hieß es darin, „um den Schwesternberuf zu ergreifen. Die Ruhe, Umsicht und gleichmäßige Frohheit ihres Wesens, ihre Pflichttreue und ihr Taktgefühl prädestinieren sie in hohem Maße für ihre Tätigkeit. Ich wünsche ihr das Beste für ihren ferneren Lebensweg."

Die Oberschwester las das zum zweitenmal, räusperte sich und sah auf. Das Mädel schien wirklich so etwas wie Taktgefühl zu besitzen, das ergaben ihre weiteren Aussagen.

„Sie können Montag um 10 Uhr antreten," entschied Oberschwester Erna endlich. „Sie melden sich hier im Schwesternhaus."

Ein Glücksschimmer flog über das liebliche Gesicht. Hanna Höfner verneigte sich leicht. „Guten Morgen, und recht vielen Dank auch, Oberschwester."

„Morgen."

Hanna verließ das Gartenhaus und ging die Kastanienallee nach dem Eingang zurück. Rechts und links lagen Pavillons im Grünen. Patienten in blau-weiß gestreifter Kleidung, Genesende, schritten langsam im Sonnenschein daher und sahen bewundernd der leichtfüßig Schreitenden nach. Hin und wieder wehte scharfer Karbolgeruch durch die Büsche. Ein junger Arzt in einem weißen Leinenkittel ging an ihr vorüber und sah im Vorübergehen einen Moment in ihr Gesicht. Hanna Höfner kannte diesen Blick, mit dem die Männer sie zu betrachten pflegten, und sah gleichmütig zur Seite.

Dann fuhr sie zu ihren Eltern. Mit zärtlicher Liebe hing sie an den Ihrigen, an der kranken, blassen, abgezehrten Mutter, an dem Vater, der sich als Geselle tagsüber in einem großen Schuhwarengeschäft betätigte und sich nach vollendetem Tagewerk noch in seiner Wohnung mit allerlei Flickkram abplagte, um ein paar Groschen mehr zu verdienen, an den Geschwistern, den aufgeweckten Jungen und den flachsköpfigen kleinen Schwestern, die eifrig und neugierig die wie aus einer fremden Welt zu ihnen tretende große Schwester bestaunten.

Hanna fühlte sich ihren Angehörigen entwachsen, ihre eigenen Umgangsformen waren formvoller, ihr Geschmack geläutert, ihr Wissen umfassender geworden. Aber ihre Wesensart und der Born, dem sie entquoll, war die gleiche, und in einem Gefühl verschwiegener und zärtlicher Rührung widmete sich die vom Schicksal Erhöhte den Ihrigen und deren kleinen Alltagsleiden und Freuden.

„Am Montag soll ich eintreten im Gertrudenhospital", sagte sie, Hut und Handschuhe von sich legend.

Die Mutter nickte. „Dann ist es gut. Du hast es ja so gewollt." Sie verschwieg, daß sie lieber ihr Kind weiterhin in einem Hause gesehen hätte, dessen Wohlstand auch ihnen Guttaten und Annehmlichkeiten vermittelte.

Die Kinder kamen aus der Schule, lärmten und balgten sich mit den Ranzen. Die Mutter, ein armes, geplagtes, nervöses Weib, bat mit schwacher Stimme um Ruhe.

„Ihr solltet Euch schämen, solchen Skandal zu machen," rief Hanna den Jungen zu.

Da schwiegen sie augenblicklich, denn der großen, feinen Schwester gehorchten sie aufs Wort.

Grete, die flinke Dreizehnjährige mit den langen Hängezöpfen, deckte den Tisch. Dann setzten sie sich nieder, aßen süße Rosinensuppe und Bratkartoffeln und dazu ein wenig Senf und bildeten sich ein, es sei Fleisch. Schmalhans war Küchenmeister in dieser kleinen Hofwohnung.

Nach dem Mittagessen kam die Nachbarin, die Grohmann, ein dickes Weib, auf Pantoffeln angeschlürft und wollte Hanna die Karten legen.

Die ließ es lachend geschehen.

Die Grohmann beleckte ihre Fingerspitzen und breitete umständlich das bunte Spiel auf dem reingescheuerten Eßtisch aus. „Da liegt die Veränderung", verkündete sie mit erhobener Stimme und in jenem reinen Hochdeutsch, dessen sie sich immer zu bedienen pflegte, wenn sie diese Tätigkeit ausübte. „Und da ist die Briefkarte, und der Glückshube liegt daneben. Viel Glück liegt aus Haus, und der Kranz steht Ihnen zu, Hannchen, mit der Gewißheit. Und viel, viel Geld liegt aus Haus. Und da sind vier Asse — große, schnelle Veränderung. Aber etwas Widerwärtigkeit liegt dazwischen, etwas Verdruß — Kreuz-As — in der Abendstunde. Und nehmen Sie sich in Acht vor einem dunklen Herrn, Hannchen."

„Ach, das ist doch alles Unsinn," erwiderte Hanna. Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt und sah zwischen Lachen und Entrüstung auf den Hof hinaus, wo rosa Trikotunterröcke sich im Winde an der Wäscheleine blähten und vorwitziges Hühnervolk zwischen den kurzen Beeten zu scharren begann.

„I Gott bewahre," wehrte sich die Grohmann mit strafendem Blick, „das ist alles die pure Wahrheit. Hier, sehen Sie die Aufklärung. Die Tränen einer hohen Standesperson, — und der Herz-König, ein dunkelblonder Herr —"

„Aber ich habe doch gar keinen Herz-König," lachte das Mädchen.

„Der kommt, Hannchen, der kommt. Und wird Ihnen herzlich zugetan sein. Mit Sinn und Gedanken wird er bei Ihnen sein. Und dann. — Sehen Sie — da ist wieder das viele, viele Geld —"

„Na, das läßt man sich ja schließlich gefallen," sagte Hanna in gutmütigem Spott.

„Krieg ich was ab?" fragte Grete, die mit sehnsüchtigen Blicken daneben stand.

„Aber gewiß, mein Kleinchen," sagte Hanna zuversichtlich, das Kind zärtlich umschlingend.

Dann trank man Kaffee und schimpfte gemeinsam auf die teuren, schlechten Zeiten.

Am Montag morgen meldete sich Hanna im Schwesternhaus. Sie wurde von der Hausschwester in Empfang genommen. Die sah sie mit kurzen, prüfenden Blicken an. „Wie heißen Sie? Johanna? — Johanna ist zu lang. Wir werden Sie Schwester Hanna rufen."

„Man nennt mich bereits von Kind an Hanna."

„Um so besser," versetzte Schwester Frida kühl.

Als Hanna eingekleidet war und ihre Sachen ausgepackt hatte, rief der Gong zum Mittagsmahl.

Da saß sie nun im Speisesaal unter unzählig vielen fremden Schwestern und aß ein Milchgericht, Fleisch und Gemüse, derbe Hausmannskost. Sie glaubte, ihre neue Erscheinung müßte aller Blicke auf sich lenken, aber man schenkte ihr wenig Aufmerksamkeit, nur ihre beiden Nachbarinnen richteten ein paar gleichmütige Fragen an sie. Die meisten sahen interesselos an ihr vorüber.

Dieser erste Tag war noch dienstfrei, er verging mit Anweisungen, die Hanna von verschiedenen Stellen aus empfing. Ihr Zimmer teilte sie mit zwei anderen Kolleginnen, den Schwestern Ulla und Irma. Erstere war eine verblühte, sehr diensteifrige Vierzigerin, die vor lauter Pflichtgefühl morgens schon eine Stunde vor der vorschriftsmäßigen Zeit aufzustehen pflegte, letztere ein [illegible] Ding von großer Gutmütigkeit.

Der Raum war mäßig groß und mit puritanischer Einfachheit ausgestattet. Drei Feldbettstellen, ein großer Tannenschrank, drei eiserne Waschständer, drei Stühle, ein Tisch, eine Kommode. Es war nicht leicht, alle Kleidungsstücke in dem dritten Teil dieses Schrankes unterzubringen, und auch sonst kam man sich oft ins Gehege. An den Wänden hingen gedruckte Hausordnungen mit Vorschriften: bis zu einer bestimmten Tageszeit mußten die Betten gemacht und die Spreitdecken zurückgeschlagen sein. Tinte und Bücher durften nicht herumliegen, sondern mußten stets unter Verschluß gehalten werden; ferner war es verboten, Nägel in die Wände einzutreiben.

Diese kasernenmäßige Aufmachung wehte anfangs wie ein erkältender Windstoß über Hanna hin, die aus der wohligen Behaglichkeit des Gerlachschen Hauses kam, aber der Gedanke an ihren hohen Beruf versöhnte wieder.

Bald lebte sie sich mit der ihr eigenen Anpassungsfähigkeit ein in ihre neue Umwelt, wenngleich sie anfangs meist schwere körperliche Arbeit zu verrichten hatte, Dielen aufwischen, Türen abseifen, Waschgeschirre reinigen, Fußböden lackieren. Früh um sechs Uhr stand sie bereits in der Zugluft der langen Korridore neben den offenen Fenstern und strich Brötchen für die Patienten. Sie wurde in der Teeküche beschäftigt, mußte bis spät abends auf dem Posten sein und sank dann in rechtschaffener Müdigkeit auf ihr hartes Feldbett.

Trotzdem fühlte sie eine tiefe, innere Befriedigung und ließ sich durch unliebsame Arbeiten nicht abschrecken.

Wie überall, so erregte auch hier ihre Erscheinung Aufsehen. Die Patienten riefen sie an, wenn sie durch die Säle ging und bettelten schönheitshungrig um einen freundlichen Blick und ein Wort, die Aerzte sahen schweigend hinter ihr her, wenn sie ihnen auf dem Korridor begegnete. Das schlichte Kleid und die steife, weiße Haube kleideten sie zum Entzücken.

Unter den Schwestern befanden sich ältere, verbitterte, vom Schicksal kaltgestellte Geschöpfe, denen diese rotblonde blühende Schönheit ein Dorn im Auge war; die jüngeren Schwestern fürchteten sie als Konkurrenz, denn auch die Patienten und Aerzte waren — Männer.

So kam es, daß sie eigentlich ziemlich isoliert dastand, ohne eine nahe Vertraute. So kam es auch, daß der Klatsch üppig aufzuschlagen begann wie ein giftiges Unkraut —, daß man der Oberschwester allerlei Gehässigkeiten zutrug.

Eines Tages befand sich Hanna im Operationszimmer und tat Hilfeleistungen bei der Narkose. Außer ihr war noch ein junger Oberarzt anwesend, der ebenfalls Vorbereitungen zur Operation traf.

Fortsetzung folgt.

Gedenket unsrer armen Alten! *)

Des Krieges Geißel schlug mit harter Hand
Unser geliebtes teures Vaterland,
Vernichtet wurde manches junge Leben,
Des Alters Stütze wurde hingegeben
Als laut die Kriegsfanfaren schallten
Von unsren lieben, braven Alten.

Verhängnisvoll ward unsres Schicksals Lauf,
Wohl keines Menschenhand hielt ihn noch auf!
Die Geißel ruht, doch harte Teuerungswelle
Drang gierig steigend über jede Schwelle;
Not und Entbehrung konnten Einkehr halten
Als trübe Gäste unsrer lieben Alten.

So manches Mütterchen, so mancher Greis
In diesen Tagen keinen Rat mehr weiß.
Sie fühlen sich von aller Welt verlassen;
Ihr schlichter Sinn kann es noch gar nicht fassen,
Daß, o so lange schon, fast nichts mehr galten
Mühsam ersparte Groschen unsrer Alten.

Furchtbares Los! Noch größer wird die Not!
Es reicht nicht mehr zum schmalen Bissen Brot;
Verkauft ward schon das letzte bißchen Habe,
O Herr, wie weit hab' ich noch bis zum Grabe!
So klagen sie und voll Verzweiflung falten
Die müden Hände unsre armen Alten.

O, laßt uns lindern diesen Fluch der Zeit,
Sein Bannwort lautet: „Uebt Barmherzigkeit!"
Wird euch der rechte Opfermut beleben,
So wird ein jeder gern nach Kräften geben.
Als lichter Stern Barmherzigkeit soll walten,
Gebt, was ihr könnt, für unsre armen Alten.

Frau Frieda Frau.

*) Dieses Gedicht wurde als Prolog zum Wohltätigkeitsfest für Altershilfe der Fechtschule in Räderau gesprochen.

SLUB
Wir führen Wissen.